

Zeitschrift: Mitteilungen der Ostschweizerischen Geographisch-Commerciellen Gesellschaft in St. Gallen
Herausgeber: Ostschweizerische Geographisch-Commercielle Gesellschaft
Band: - (1908)
Heft: 2

Artikel: Die Katschin-Stämme an der Grenze von Ober-Birma und Yunnan
Autor: Führer, Alois
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-1092454>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 17.04.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Die Katschin-Stämme an der Grenze von Ober-Birma und Yunnan.

Von Dr. Alois Führer (Basel).

Nahe verwandt mit den wilden Bwé-Karen*) sind die räuberischen Katschin-Stämme, welche die etwa 1400 m hohen und dichtbewaldeten Bergketten bewohnen, die sich nordöstlich von Bhamó, zwischen den Parallelen des 24^o—25^o nördl. Breite und des 97^o—98^o östl. Länge, an beiden Seiten des *Tapeng*-Flusses hinziehen. Diese Bergvölker gehören zu der weitverbreiteten Rasse, die unter dem Namen *Singpho*, *Kakú* usw. die Gebirgszüge besetzt hat, die von dem Flussbecken des Irawadi bis zum Gebirgswall der *Khamti*-Ebene sich hinstrecken, und sind wahrscheinlich mit den Gebirgsstämmen der *Mischmi* und *Nâga* in Assam ebenfalls verwandt. Der Name Katschin ist ein birmanisches Wort; sie selbst nennen sich durchgehends *Tschingpáw*, oder „Menschen“. Nach ihren eigenen Aussagen sind die Gebirge im Norden des Tapeng bis auf die Entfernung einer Monatsreise von ähnlichen Stämmen bewohnt; im Süden bevölkern sie die Gebirgszüge, die bis zu der Höhe von Tagoung in der Nähe des zweiten Irawadi-Taldurchbruches sich hinziehen. Im Osten findet man sie, zusammenwohnend mit den Schan und Chinesen, bis beinahe hinauf nach *Momien* oder *Teng-yue-tschau* in Yunnan. Hier berühren sie sich mit den *Lisáw*, die wohl eine verwandte, aber nicht identische Rasse sein mögen. Die drei bedeutendsten Stämme auf den Gebirgsketten des Tapeng-Tales sind die *Lakone*-, die *Kauri*- oder *Kauli*- und die *Lenna*-Katschin; jedoch kommen unter all diesen Stämmen zahlreiche Unterabteilungen von Clänen vor. Alle sollen ursprünglich aus dem Lande der *Kakú*, nordöstlich vom *Mogoung*-Flusse, gekommen sein. Die Schan behaupten, dass vor etwa 250 Jahren die Katschin in den *Sanda*- und *Hotha*-Tälern unbekannt gewesen seien. Um nur ein einziges Beispiel ihrer Wanderungen anzuführen, so hat erst in der jüngsten Zeit der Lakonestamm die Kauli von dem Nordufer des Tapeng

*) Vergl. Mitteilungen, 1896, p. 63—87 und 1897, p. 100—134.

auf die Südseite getrieben. Ein Lakone-Häuptling, der die Tochter eines Kauli geheiratet hatte, suchte um die Erlaubnis nach, das Land bebauen zu dürfen, das seinem Schwiegervater gehörte; da man ihm dies verweigerte, so nahm er mit Gewalt Besitz davon und trieb die Kauli hinüber über den Fluss auf die Gebirge, auf denen sie jetzt wohnen.

Die Clane und ihre Häuptlinge. Unter diesen Gebirgsstämmen hat bis heute das patriarchalische Regierungssystem allgemein vorgeherrscht, obwohl eine gewisse, oder besser gesagt ungewisse Gehorsamsleistung den britisch-birmanischen oder chinesischen Behörden zukommt. So hatten die Häuptlinge von *Ponline* und *Ponsi* früher von dem Könige von Birma einen goldenen Schirm als Zeichen ihrer Fürstenwürde und den Titel *papada rāza* erhalten. Jeder Clan wird von einem erblichen Häuptling oder *tsáwbáv* beherrscht, der von Assistenten oder *páwmine* unterstützt wird, die alle Zwistigkeiten zwischen den Einwohnern der einzelnen Dörfer schlichten. Ihr Amt ist ebenfalls erblich und eigentlich auf den ältesten Sohn beschränkt, während das Häuptlingsamt auf den jüngsten Sohn, oder in Ermangelung von Söhnen, auf den jüngsten überlebenden Bruder übergeht. Der Grund und Boden wird ebenfalls diesem Erbschaftsgesetze gemäss verteilt, indem die jüngeren Söhne in allen Fällen erben, während die älteren fortziehen und wildes Land für ihren eigenen Bedarf urbar machen. Zwischen *Tsitkáv* und *Manwyne* am Tapeng sitzen sieben Clane unter besonderen Häuptlingen; jeder Häuptling hält sich für berechtigt, von jedem Reisenden, der durch seinen Distrikt zieht, eine Steuer von vier Anna (etwa 40 Rappen) auf jede Maultierlast zu erheben. Hat man sich den guten Willen des Häuptlings durch die Zahlung seiner Steuer oder Erpressungssumme gesichert, so ergibt sich der des Volkes ganz von selbst. Wenn der Reisende das Gebiet eines Häuptlings verlässt, so wird er von dessen Führer dem nächsten Häuptling ausgehändigt, und er geniesst nun hier dieselbe Sicherheit und denselben Schutz wie bei dem früheren. Der *tsáwbáv* ist der nominelle Eigentümer des Landes; jedoch wurde der von mir an einen Dorfbewohner gemachte Hinweis, dass der Häuptling ihn von Haus und Hof vertreiben könnte, mit einer bedeutungsvollen sägenden Handbewegung über die Kehle beantwortet. In der Regel besitzt der Häuptling Sklaven, die man überall unter diesem Volke findet; die meisten werden schon als Kinder gestohlen, jedoch werden auch Erwachsene geraubt und entführt. Die Frauen werden

als Konkubinen ins Haus aufgenommen und die Männer, wenn sie fleissig und willig sind, gut behandelt. Die Kinder der Sklaven gehören deren Besitzer, werden jedoch geradeso gut wie die übrigen Familienmitglieder behandelt. Wenn ein tsáwbáw sich verheiratet, so erwartet man, dass er nebst anderen Geschenken seinem Schwiegervater einen Sklaven schenkt. Der Marktpreis eines Knaben oder Mädchens beträgt ungefähr 40 Rupien oder 75—80 Franken.

Jedes Haus zahlt dem Häuptling als jährlichen Tribut einen Korb voll Reis; wird ein Wasserbüffel geschlachtet, so erhält er ein Viertel des Tieres als Geschenk. Der tsáwbáw ist gewöhnlich ein Händler, und ausser den Steuereinnahmen macht er Geld mit dem Ausleihen von Mauleseln oder Kulis für den Transport von Gepäck und Waren. Mit der alleinigen Ausnahme dieses Umstandes erinnern uns die geschilderten Verhältnisse an die schottischen Hochland-Clane der alten Zeiten, so zahlreich und so bedeutend sind die Berührungspunkte, die in den Sitten und in der Tat in dem Charakter dieser Gebirgsbewohner sich zeigen.

Die Gebirgs-Dörfer. Die Katschin-Dörfer sind immer in der Nähe eines unaufhörlich fliessenden Bergbaches gelegen, gewöhnlich wohlgeborgen in einer geschützten Schlucht oder mit ihren Einfriedigungen an eine sanft-ansteigende Halde sich anlehnend und ungefähr einen Kilometer Boden bedeckend. Die Häuser, die gewöhnlich nach Osten schauen, sind alle nach ein und demselben Plane gebaut; es sind oblonge Bambusgebäude, an den Seiten mit eng geflochtenen Matten fest umschlossen, und ruhen auf Pfosten in einer Höhe von $1\frac{1}{2}$ m vom Erdboden. Die gewöhnlichsten Dimensionen betragen 50—60 m in der Länge und 13—16 m in der Breite; diese grossen Bambusgebäude sind nichts anderes als regelrechte Baracken. Das Dach, das mit Grasflächen bedeckt ist, fällt schräg bis zu einer Tiefe von 2 m vom Boden herab; die Dachsparren, die mit Bambuspfeilern, verziert mit Schädeln von Wasserbüffeln und Schweinen, gestützt werden, bilden eine Art Portikus, in dem bei Tage die Männer und Frauen herumlungern oder arbeiten und bei Nacht die lebende Viehware — Wasserbüffel, Maulesel, Ponies, Schweine und Hühner — hausen, während ein Bambusverschlag sie vor allenfallsigen Dieben oder Leoparden beschützt. Eingekerbte Holzdielen dienen als Stiegen, um die Toröffnung an der Vorderseite des Hauses zu erklimmen. Im Innern des Hauses befindet sich an einer Seite eine gemeinschaftliche Halle, welche die ganze Länge des Gebäudes entlang läuft; auf der

andern Seite ist eine lange Reihe von kleinen Gemächern, die mittelst Bambusmatten von einander getrennt sind; diese bilden die Wohnräume der einzelnen Familien, die durch Blutverwandtschaft oder Heirat miteinander verbunden sind und die Hausgemeinschaft ausmachen. Das beste Zimmer wird im Interesse der Gastfreundschaft für Fremde reserviert. Hinter dem Hause befindet sich ein zweiter Toreingang, der speziell für die Benützung der Familienmitglieder oder der Hausgemeinschaft vorgesehen ist, da sonst niemand dort eintreten darf, ohne Gefahr zu laufen, die Hausschutzgeister oder *nât* zu beleidigen. Schornsteine oder Fenster sind keine vorhanden, und die Dächer und Wände sind geschwärzt vom Rauche. In der gemeinschaftlichen Halle und in jedem einzelnen Zimmer befindet sich ein offener Feuerherd, der ein wenig tiefer in den Hausflur eingelassen ist, indem das eng aneinander gelegte Bambusgetäfel mit einer Schicht hartgepresster Erde bedeckt ist.

In der Nähe der Häuser sind kleine Umzäunungen, in denen weissblühender Mohn, Bananen und Indigo gezogen werden; Reis und Mais werden an den nahegelegenen Abhängen und Halden angebaut, die sorgfältigst in Terrassen ausgelegt sind und oft den Anblick eines Amphitheaters gewähren. In der Nähe des höchsten Punktes wird der Bergbach eingedämmt und so weitergeleitet, dass er die Terrassen überflutet und am Fusse derselben in das Bett des Baches wieder einmündet. Rinnen aus Bambusrohr werden zuweilen dazu benützt, um das Wasser auf die Reisfelder oder nach entfernten Behausungen zu leiten. Jedes Jahr werden frische Lichtungen gemacht, indem man den Wald an den Bergabhängen fällt und verbrennt. In der Nähe jedes Dorfes kann man unbegangene Fusswege sehen, die zu früheren Lichtungen führen und denen entlang ein kleiner Wasserkanal gezogen worden war. Der gelichtete Waldboden wird mit einer roh gearbeiteten Hacke umgestürzt, während auf den kultivierten Terrassen hölzerne Pflüge benützt werden. Ueberreichlicher Regen, der den Bergreis schwächt und den Ertrag allzu spärlich ausfallen lässt, wird am meisten gefürchtet. Im allgemeinen entschädigt die natürliche Fruchtbarkeit des Bodens reichlich die rohe Ackerbauwirtschaft mit schönen Ernten von Reis, Mais, Baumwolle und Tabak von vorzüglicher Qualität. In der unmittelbaren Nähe der Dörfer werden Pfirsische, Granatäpfel und *Guava* gezogen, und die Wälder sind voll von Kastanien-, Pflaumen- und Kirschenbäumen und voll verschiedener Arten von Himbeer- und Brombeersträuchern. An den höher gelegenen Ab-

hängen wachsen Eichen und Weissbirken in grosser Anzahl und grosse Flächen sind mit wilden Zimmetbäumen (*Cinnamomum caudatum* und *C. cassia*) bedeckt, deren Oel gewöhnlich als Zimmetöl verkauft wird. Tausende von diesen Bäumen werden alljährlich gefällt, um frischen Urboden zur Anbebauung zu gewinnen, und werden verbrannt an der Stelle, wo sie liegen geblieben sind. Ein anderes Naturprodukt ist der Teestrauch (*Camellia thea*), der überaus häufig auf der Ostseite dieser Berge wild wächst, und Träume von künftigen Teeplantagen in uns aufsteigen lässt, die von geschulten Katschin oder eingewanderten Schan und Paloung geleitet werden.

Physiognomie und Tracht. Unter den Dorfbewohnern ist die Verschiedenheit der Gesichtsbildung auffallend; dies mag teilweise durch die Beimischung von birmanischem und Schan-Blut verursacht worden sein. Jedoch sind zwei Typen vorherrschend; der eine mit feinen Gesichtslinien, die uns an die schönen Frauengesichter der *Katschâri* und *Leptscha* in Assam erinnern. In ihm ist das geschlitzte Auge sehr stark markiert, und das Gesicht ist ein längliches, ziemlich zusammengepresstes Oval mit spitzem Kinn, Adlernase und hervortretenden Backenknochen. Eine Katschin-Schöne, mit grossen glänzenden Augen und heller Hautfarbe, wie man sie öfters antrifft, könnte leicht für eine Europäerin gehalten werden. Der andere und bei weitem häufigere Typus ist wahrscheinlich der echte Tschingpáw, der ein kurzes rundes Gesicht mit niedriger Stirne und stark hervortretenden Backenknochen präsentiert. Die Hässlichkeit der nur wenig geschlitzten Augen, die durch einen grossen Zwischenraum getrennt sind, der breiten Nase, der dicken schwulstigen Lippen und des breiten viereckigen Kinns, wird nur durch den gutmütigen Ausdruck in etwas gemildert. Das Haar und die Augen weisen gewöhnlich eine dunkle Schattierung von Braun auf, und die Hautfarbe ist ein schmutziges Gelb. Durchschnittlich ist die Grösse der Männer 1 m 65 cm bis 1 m 70 cm, während die Frauen durchgängig 1 m 60 cm hoch sind. Die unteren Gliedmassen sind schlanker Natur, jedoch gut geformt; eine Besonderheit bildet die unverhältnismässige Kürze der Beine. Diese Eigentümlichkeit findet sich auch bei den Karen vor, mit denen die Katschin im allgemeinen viel Aehnlichkeit haben, welcher Umstand auf einen gemeinschaftlichen Ursprung hinweist und auch ferner durch ihre Sprache angedeutet wird. Obwohl sie keine grosse Muskelkraft besitzen, so sind sie doch flink und behend in ihren

Bewegungen, und die jungen Mädchen hüpfen wie Rehe über die Bergpfade, indem ihre losen schwarzen Locken hinten hoch in die Höhe fliegen. Sie bringen von den höchsten Bergkuppen Lasten von Brennholz und Holzdielen herab, die ein Europäer kaum zu heben vermag. So interessant und pittoresk ihre persönliche Erscheinung auch immer sein mag, bei näherer Besichtigung schwindet der Zauber, der infolge der Entfernung hervorgerufen worden war. Es scheint als ob beides, Personen und Kleider, niemals einem Reinigungsbad unterzogen werden, und die Kleider, einmal angelegt, werden niemals gewechselt bis sie in Fetzen herunterhängen. Weder die Männer noch die Frauen benützen Kämmen, und der Zustand des geflochtenen wulstigen Haarfilzes kann eher sich vorgestellt als beschrieben werden. Obwohl es scheint als ob sie niemals ausser Gesicht, Händen und Füßen andere Körperteile waschen, so sind doch einige Männer gute Schwimmer und Taucher und zeigen stolz ihre Künste, indem sie dabei die Tatsache offenbaren, dass ihre Leiber, besonders auf der Brust und auf dem Rücken mit blauen Punkten tätowiert sind. Die Kleidung der Männer besteht gewöhnlich in einem Schan-Jackett und kurzen Hosen aus blauem Baumwollstoff, die durch einen baumwollenen Gürtel zusammengehalten werden. Das Haar wird in einen blauen oder bisweilen roten Turban zusammengerollt; Schnurrbart und Backenbart sind nur spärlich vertreten, jedoch lässt sich dies schwer beurteilen, da sie die Gewohnheit haben, den natürlichen Haarwuchs zu entfernen. In die langherabhängenden Ohrlappen stecken sie ein zylinderförmiges Bambuspflöckchen oder einen Fetzen gewirkten roten Tuches, ein Blatt oder eine Blume, oder ein Stück Papier; eine Anzahl feiner *Ratan*-Ringe umschliesst das Bein unterhalb dem Knie. Es scheint als ob die Katschin-Männer bereit seien, jegliche Kleidung zu adoptieren; einige tragen ihr Haar sogar nach Art des chinesischen Zopfes. Einige der Häuptlinge tragen bei wichtigen Angelegenheiten einen feuerroten Turban, rosafarbene Beinkleider und ein rotes Schultertuch. Die gewöhnliche Tracht der Häuptlinge besteht in gefütterten chinesischen Jacketten, Beinbinden aus Rollen blauen Tuches und Schan-Schuhen. Besonders diejenigen, die sich an das alte Katschin-Kostüm halten, zeichnen sich aus durch grosse Silberreifen um den Hals, ähnlich den keltischen Halsbändern, und durch Perlenschnüre oder zylinderförmige Anhängsel aus ockerhaltiger Erde. Diese werden im Mogoung-Gebiet gefunden und sind hochgeschätzt, da sie als die

authentische Handarbeit der Erdgötter gelten. Einige Kakú-Stämme, die in der Nähe des Sanda-Tales in Yunnan wohnen, tragen ein breites Stück blauen Baumwollstoffes, das bis zu den Knien herabreicht, ähnlich wie die schottischen Hochländer ihren *kilt*. Dies scheint die ursprüngliche Nationaltracht der Katschin gewesen zu sein; diese Kakú-Stämme tragen auch ihr Haar ohne irgendwelche Kopfbedeckung und vorn in gerader Linie abgeschnitten, tief über die Stirn hängend, ähnlich wie die Katschin-Mädchen.

Waffen und Werkzeuge. Kein Hochländer wird jemals ohne seinen *dáh* oder Messer gesehen; es steckt bis zur Hälfte in einer hölzernen Scheide und wird an einem Ratan-Ringe getragen, der mit gesticktem Tuchzeug umwunden und mit einem Leopardenzahn verziert ist. Zwei Arten von *dáh* sind im Gebrauch: das eine ist ein langes Schwert wie die Tibeter sie gebrauchen, 85 cm in Länge, mit einem langen zylindrischen hölzernen Griff, der mit Kordel umwunden und mit einer roten Quaste geschmückt ist. Das andere ist kürzer und breiter, indem es von dem Griff an bis zur bauchigen Spitze sich erweitert. Dieses Messer nennen die Birmanen das „Katschin-Meisterstück“; es wird mit grosser Geschicklichkeit gehandhabt, entweder um Bäume oder Menschen niederzuhauen oder um die feinen linearen Verzierungen auszuführen, mit denen ihre Bambus-Opiumpfeifen und Fächerkasten geschmückt sind. Man appelliert an dasselbe bei jeder Argumentation und es wird auf sichtbare Feinde und unsichtbare Dämonen (*nát*) mit gleicher Bereitwilligkeit gezückt. Bei einer Gelegenheit traf ich an einer Berghalde eine Frau, die in offenbaren Geburtswehen am Boden sich krümmte. Ein vorübergehender Dörfler kam ihr zu Hilfe und sofort zog er seinen *dáh*, mit dem er verschiedene Hiebe in der Luft über die in Schmerzen daliegende Frau austeilte. Dies geschah zu dem einzigen Zweck, um den *nát* zu vertreiben, der die Frau besessen hatte. Darauf warf er Erde auf ihren Kopf und lief ins Dorf, um Hilfe zu holen und sie nach Hause zu bringen. Diese *dáh* werden von den Schan des Hotha-Tales gefertigt, welche die herumziehenden Schmiede des Landes sind. Andere Waffen sind eine lange Feuersteinflinte und eine Armbrust mit Pfeilen, die mit dem Saft einer Akonit-Art vergiftet werden. Sie verwenden die letzteren meistens zur Jagd; das Fleisch rings um die Wunde wird ausgeschnitten, und den übrigen Teil des Wildes verzehren sie ohne jegliche Lebensgefahr. Ein unentbehrlicher Ausrüstungsartikel ist ein gestickter Beutel oder Sack, der über

der rechten Schulter getragen wird, und eine Pfeife nebst Tabak, eine Bettelbüchse, Geld und eine Bambusflasche, mit *scherú* oder Katschin-Bier enthält. Ein äusserst sinnreicher Apparat erzeugt das für die Pfeife erforderliche Feuer; er sieht aus wie eine Kinder-Knallbüchse und besteht aus einem schmalen Zylinder, etwa 20 cm lang, der an einem Ende offen ist und in den ein Kolben mit tassenförmiger Aushöhlung am untern Ende luftdicht sich einfügt. In den Behälter wird ein kleines Bällchen Zunder gelegt, der Kolben behende hinuntergestossen und ebenso rasch zurückgezogen, wodurch der Zunder Feuer fängt.

Die Männer rauchen durchgehends Opium, aber nicht im Uebermass; selten rauchen sie Tabak, obwohl sie denselben kauen. Der Saft der Mohnpflanze, der aus den in die grünen Kapseln gemachten Einschnitten träufelt, wird auf Bananenblättern — bei den Singpho an der Westseite des Irawadi-Tales auf grobem Tuch — gesammelt und getrocknet; in dieser Form wird von ihnen das Opium geraucht entweder aus Wasserpfeifen (*húkah*), deren Mundstücke aus dem unterirdischen Stamm und deren Wasserbehälter aus dem Segment einer bemerkenswerten Bambusart mit geschwollenen Zwischenknoten verfertigt werden, oder aus Messingpfeifen chinesischer Fabrikation. Es ist ungewiss, ob der Anbau und Genuss des Opiums aus Assam oder aus Yunnan stammt; jedoch ist er von der Ebene Birmas bis hinauf nach Momien universell, obwohl die unter den Katschin gebräuchliche Methode des Rauchens von derjenigen der Chinesen vollständig verschieden ist.

Die Männer beschäftigen sich selten mit Handarbeiten; einige der strebsameren Elemente helfen den Frauen die Dschangelbäume fällen und in Brand stecken; jedoch wird der grösste Teil dieser Arbeiten den Frauen überlassen. Im allgemeinen pflügen die Männer das Land; aber während der Zeit, die zwischen den beiden Jahreszeiten der Saat und Ernte liegt, wandern sie, sich unterhaltend, trinkend oder rauchend von Haus zu Haus und von Dorf zu Dorf. Reisen, unternommen behufs Verkaufs der Bodenerzeugnisse oder um Warengüter zu befördern, Jagdexkursionen und gelegentliche Kämpfe oder Raubzüge werden nicht als Arbeit betrachtet. Metalle verstehen sie nicht zu bearbeiten, jedoch sind sie sehr gewandt in der Fertigkeit, Bambusgegenstände oder hölzerne Gerätschaften mit Verzierungen zu schmücken. Die Muster ihrer Ziselierungen sind die einfachsten Kombinationen gerader Linien und roh gearbeiteter Figuren von Vögeln und Tieren, die so bezeichnend sind für den Zustand der primitiven Kunst.

Frauenkleidung und Ornamente. Die Katschin-Frauen haben das kurze, lose anliegende Schan-Jackett aus blauem Baumwollstoff adoptiert, das mit rotem Zeug verbrämt und, je nach den Vermögensverhältnissen, mit Kauri-Muscheln und Silber verschiedentlich verziert ist. Es bedeckt die Arme und Brust, lässt aber einen Teil des Unterleibes exponiert, es sei denn, dass die Frau eine Fülle von Ratan-Gürteln trägt, die mit Reihen weisser Samenkernlinge verziert sind. Diese halten auch den *kirtle* oder *kilt* fest, der von den Hüften bis an die Knie reicht; die Borde dieses Unterrockes ist mit rot, blau und gelb gestreiften viereckigen Feldern geschmückt. Kauri-Muscheln bilden ein beliebtes Ornament an jedem Teile der Kleidung, und die Töchter der Häuptlinge tragen breite Gürtel von diesen Muscheln. Ausser dem distinktiven Glöckchengürtel umschliessen feine Ratan-Ringe das Bein unterhalb dem Knie; Schuhe werden dagegen keine getragen. Die meisten Matronen türmen ihr Haar in den Falten des hohen Schan-Turbans auf; jedoch ist die originelle Tschingpaw-Kopfbedeckung ein niedriger Turban (*paggeri*) aus gesticktem Stoff, der zierlich um den Kopf gewunden wird, während das Endteil, mit Perlen geziert, geschmackvoll auf die Schultern herabhängt. Unverheiratete Mädchen tragen keinen Kopfputz und lassen ihr Haar, das vorne in gerader Linie abgeschnitten ist, über die Stirne auf die nämliche Art und Weise herabhängen, wie es vor einigen Jahrzehnten auch in Europa Mode war, während das Hinterhaar, ohne durch ein Band gebunden zu sein, wallend herabfällt. Die Ohren sind sowohl an den Lappen wie an den oberen Rändern der Muscheln durchlöchert. In die letzteren Oeffnungen wird ein Lappen von gesticktem Tuch eingefügt, das mit kleinen grünen und schwarzen Perlen gefranst ist; kleine Silberröhrchen, die bis zu den Schultern herabreichen, werden ebenfalls von den vermögenden Dorfschönen getragen, während die ärmeren frische Blumen oder Blätter zur Schau tragen. Alles mögliche kann als Ohrschmuck verwendet werden; so wird zuweilen eine Zigarre oder eine frisch gepflückte Pflaume ins Ohr gesteckt. Wer immer es vermag, trägt Perlenhalsketten; aber Silberreife, genannt *geri*, und der *komoung* von roten ockerhaltigen Perlen sind spezielle Ornamente für die Häse hochgeborener Damen.

Frauenarbeit. Wir haben bereits früher konstatiert, dass die Katschin-Männer jeder anstrengenden Arbeit abgeneigt sind; so ist das Los aller Frauen ohne jegliche Rücksicht auf die Rangordnung ein Leben voll Mühsal und Beschwerden. Sie dürfen mit den

Männern nicht zusammen essen und werden von ihnen in keinem günstigeren Lichte als wie Lasttiere betrachtet, die nur wegen ihres Nutzens Wert haben; jedoch scheinen sie mit diesem überaus traurigen Los zufrieden zu sein, da sie immer frohen Mutes und leichten Herzens sind. Ihre muntere Geschäftigkeit bildet einen angenehmen Kontrast zu der faulenzenden Untätigkeit ihrer Herren. Viel, wenn nicht der überaus grösste Teil der Feldarbeiten fällt ihnen zur Last, und ihre tägliche Routine ist nichts anderes als unaufhörliche und harte Arbeit. Ihre erste Pflicht am Morgen besteht darin, den Reis für den Tagesbedarf zu reinigen und zu stossen, und bis spät in die Nacht hinein hört man den dumpfen Ton des schweren Stössels, begleitet von wildem Schreien und dem Geklingel der Glöckchengürtel. Sie holen Wasser aus dem Bergbach und suchen Brennholz in den Dschangeln. Letztere Beschäftigung ist eine äusserst schwierige Aufgabe, da die Mädchen das trockene Holz erst zusammenlesen, dann in dünne Scheite spalten und auf dem Rücken nach Hause tragen müssen. Ihre nackten Beine werden oft in den Dschangeln durch spitzige Dorne furchtbar zerkratzt und ihre Wunden, durch den Schmutz und die Vernachlässigung verschlimmert, bilden nicht selten unheilbare Eiterbeulen. Eine andere Wirkung der harten Arbeit und des fortwährenden Ausgesetztseins jeglichen Unbilden des Waldes zeigt sich in dem überaus häufigen Vorkommen von grauem Haar selbst bei ganz jungen Frauen, indem die geflochtenen Locken zehn- und zwölfjähriger Mädchen, gleichsam wie durch frühzeitiges Altern, nicht selten einen starken silbermatten Glanz aufweisen.

Katschin-Bier. Die gewöhnlichen Hausarbeiten der Frauen umfassen auch die Zubereitungen des *scherú* oder Katschin-Bieres, eines Getränkes, das bei ihnen stets und überall verlangt wird. Die Zubereitung desselben wird als eine hochernste, beinahe heilige Aufgabe betrachtet und die Frauen müssen, während sie damit beschäftigt sind, in vollständiger vestalinischer Abgeschlossenheit leben. Gewisse Kräuter und Wurzeln, zuvor an der Sonne getrocknet, werden mit verschiedenen Sorten von Paprika (*tschilli*) und Ingwer gemischt, um den Einfluss böser Dämonen fernzuhalten. Diese Mixtur wird in einem Mörser mit etwas Reis zu Pulver gestossen und dann zu einer Breimasse verarbeitet, die sorgfältigst in der Form von Kuchen, die in Matten eingehüllt sind, aufbewahrt wird. Gestossener Reis, mit frischen Bananen vermischt, wird einen halben Tag lang gewässert und dann getrocknet. Hierauf

wird derselbe mit einer gehörigen Proportion von „Medizin“ oder pulverisiertem Kuchen in einem hölzernen Kübel (*paungyaung*), der in einem Kupferkessel steht, gekocht oder „gemanscht“; von diesem wird die Masse, nachdem dieselbe im Laufe einer Woche in einem mit Laub bedeckten Korbe sich abgekühlt und gegoren hat, in einen dicht verschlossenen irdenen Krug übertragen. Nach etwa zwanzig Tagen ist der *scherú* gut zum Trinken; jedoch wird er bedeutend besser, wenn er sechs Monate lang unberührt bleibt. Dies bildet den Grundstock, zu dem je nach Bedürfnis Wasser hinzugefügt wird; das Getränk selbst wird in einem Bambusglas serviert, das mit einem frischen Bananenblatt zugedeckt wird. Diese Flüssigkeit ähnelt ausserordentlich ganz leichtem Bier, ist jedoch angenehm und erfrischend zu trinken. Ein ähnliches Gebräu findet man bei den *Leptscha*, *Lúschai* und *Nága* in Assam, die es durch eine Röhre sippen. Die *Tschin* und *Karen* bereiten ebenfalls ein Reiskbier, ähnlich dem *kongyi* der Birmanen; die *Nága* stellen gleichfalls „Met“ aus Reis her. Die *Khamti* und *Singpho* des *Húkong*-Tales destillieren einen Schnaps, den die letztern *sahú* nennen; aber die *Katschin* verschaffen sich all ihren Bedarf an *sam-schú* oder Reiskbrenntwein von den Schan-Chinesen.

Weberei. Es ist natürlich das Geschäft der Frauen, die selbstgezogene Baumwolle zu spinnen, färben und verarbeiten. Ihr Webstuhl ist von einer ganz primitiven Art der Konstruktion, fast genau derselbe wie der bei den *Tschin*, *Manipúri* und anderen Stämmen im Nordosten von Assam gebräuchliche. Das eine Ende der Kette wird durch Pflöcke, die in den Boden getrieben sind, in Position gehalten und das andere Ende durch einen breiten Lederriemen, der rund um den Rücken der Frau läuft, während sie am Boden sitzt, mit ihren Füßen gerade vor sich ausgestreckt, straff angezogen. Ein langes Stück Holz hält die Längen- und Querfäden der Kette offen, so dass der Durchschuss, der etwa 90 cm lang ist und mit beiden Händen bearbeitet wird, leicht hindurchlaufen kann. Auf diese primitive Art und Weise produzieren sie ein starkes dickes Zeug und weben Phantasiemuster in rot, grün und gelb in dasselbe hinein. Sie sind auch sehr geschickt in der Herstellung von Seide- und Baumwollstickereien, die jedoch nur zur Verzierung der Taschen oder Beutel verwendet werden, welche die Männer über den Schultern tragen.

Moralität. Der Moralcodex der *Katschin* steht auf derselben niedrigen Stufe wie derjenige der meisten wilden *Karen*-Stämme. Unkeuschheit vor der Ehe wird nicht als ein Schandfleck betrachtet.

Wenn irgendwie möglich, trachten die Eltern des Mädchens darnach, die Verliebten zu verheiraten; es ist aber keine unumgängliche Verpflichtung. Sollte aber ein unverheiratetes Mädchen sterben, während es *enceinte* ist, so ist der natürliche Vater des Kindes verpflichtet, ihre Eltern durch das Geschenk eines Sklaven, eines Wasserbüffels, eines *dáh* und anderer Gegenstände zu entschädigen und für sämtliche Mitglieder der Hausgemeinschaft einen Festschmaus zu veranstalten. Tut er dies nicht, so kann derselbe als Sklave verkauft werden. Diese Massregel erklärt sich aus der Höhe des Wertes, der auf eine heiratsfähige Tochter gesetzt wird, sowohl hinsichtlich ihrer gegenwärtigen Arbeitskraft als auch ihres zukünftigen Kaufpreises als Frau, der durch irgendwelche Indiskretion ihrerseits nicht herabgedrückt wird.

Treubruch nach der Ehe ist ein Verbrechen, das der geschädigte Gatte auf der Stelle durch den Tod der beiden Schuldigen bestrafen darf. Im Falle einer gewaltsamen oder freiwilligen Entführung einer Frau ist der Gatte berechtigt, Entschädigungen zu verlangen, die doppelt so hoch berechnet werden sollen wie die Auslagen waren, die er bei der Hochzeitsfeier zu bestreiten hatte. Für die Auszahlung dieser Entschädigungssumme sind die Verwandten und die Clansgenossen des Liebhabers unter der Androhung einer Fehde verantwortlich.

Hochzeitsfeierlichkeiten. Neben den religiösen Riten vereinigt die Hochzeitszeremonie die Idee des Loskaufes der Braut aus der Gewalt der Eltern mit der der Entführung, wie es so oft der Fall ist bei den nuptialen Gebräuchen weitgetrennter Rassen. Eine der Hauptvorbedingungen ist, einen Hellseher oder ein Medium zu veranlassen, den allgemeinen Schicksalsgang der mutmasslichen Braut vorherzusagen. Irgend ein Artikel ihrer Kleidungsstücke oder Ornamente wird heimlich verschafft und dem Hellseher eingehändigt, der, hierdurch gleichsam mit ihr in Fühlung gebracht, sich anschickt, die Omina zu konsultieren und ihr *bedin* oder ihre Zukunft vorher zu verkünden. Wenn die Vorzeichen günstig lauten, so werden zwei Boten von dem Bräutigam abgesandt, um die Freunde der Braut zu benachrichtigen, dass der und der Tag für die Hochzeit festgesetzt sei. Die Boten werden aufs reichlichste bewirtet und von zwei Verwandten der Braut nach Hause begleitet, die das Versprechen ablegen, auf alle Fälle rechtzeitig für das Fest vorbereitet zu sein. Wenn dieser Tag herannaht, so begeben sich fünf junge Burschen und Mädchen aus dem Dorfe des Bräutigams

nach dem der Braut, woselbst sie sich bis zum Einbruch der Dunkelheit in einem Nachbarshause aufhalten. Im Halbdunkel wird die Braut, gleichsam ohne Wissen der Eltern, von einem der fremden Mädchen dorthin verbracht und ihr bedeutet, dass diese Leute gekommen seien, sie zu beanspruchen. Sie kehren nun alle sofort in das Dorf des Bräutigams zurück. Am nächsten Morgen wird die Braut unter einen von allen Seiten verdeckten Baldachin ausserhalb des Hauses des Bräutigams gebracht. Plötzlich kommt eine Partie junger Leute aus ihrem Dorfe an, um, wie sie sagen, nach einem ihrer Mädchen zu forschen, das gestohlen worden sei. Sie werden eingeladen, unter dem Baldachin Umschau zu halten und aufgefordert, das Mädchen fortzunehmen, wenn es ihnen beliebt; aber sie antworten: „es ist recht, lasst sie verbleiben, wo sie ist.“

Während ein Wasserbüffel usw. als Opfertiere geschlachtet werden, überreicht der Bräutigam die Mitgift und zeigt den Hochzeitsgästen den für seine Braut hergestellten Trousseau. Ein reicher Katschin zahlt für seine Frau eine Sklavin, zehn Wasserbüffel, zehn Speere, zehn *dáh*, zehn Silberstücke, eine Gong, zwei vollständige Anzüge, eine Feuersteinflinte und einen grossen eisernen Kochtopf. Er schenkt den Brautjungfern ebenfalls Kleidungsstücke und Silber und bestreitet die Kosten des Hochzeitsfestes. Während dessen hat der *túmsa* oder amtierende Priester Büschel frischen Grases arrangiert, das mit Bambusstöcken in regelmässigen Abständen niedergedrückt wird, so dass die Grasfläche einen Teppich zwischen dem Baldachin und dem Hause des Bräutigams bildet. Nun werden die Hausschutzgeister (*nát*) angerufen und eine Libation von *scherú* und Wasser ausgeschüttet. Hühner usw. werden darauf getötet und ihr Blut über den Graspfad gespritzt, über den die Braut und ihr Gefolge zu dem Hause schreiten und gekochte Eier, Ingwer und getrocknete Fische den Hausgottheiten opfern. Dies beendet die Zeremonie, an der der Bräutigam keinen Anteil nimmt. Hierauf folgt ein grosses Gelage. Neben der gewöhnlichen Kost von Reis, Bananen, getrockneten Fischen und Schweinefleisch bilden Fleischstücke vom geopfertem Wasserbüffel und von Rot- und Damwild, alles in grossen eisernen Töpfen gekocht, die aus Yunnan importiert werden, die Hochzeitsgerichte. Reichliche Darreichungen von *scherú* und chinesischem *sam-schú* bereiten die Gäste auf den Hochzeitstanz vor.

Das Orchester besteht aus einer Trommel, die aus einem ausgehöhlten Baumstumpf verfertigt und an beiden Enden mit dem

Fell eines Edelhirsches überzogen ist, aus einer Art Harfe von Bambusholz, die einen sehr hellen, fast beinahe metallenen Ton von sich gibt und aus einer einfachen oder Doppelflöte mit einem Metallstück in einem länglichen Schlitz, den der Bläser mit seinem Munde bedeckt. Er begleitet auch die Töne mit einem eigentümlichen surrenden Geräusch, das er in seiner Kehle hervorbringt. Das Hochzeitsfest endigt, wie alle ihre Festlichkeiten, in allgemeiner Betrunktheit, grosser Unordnung und oft in Streit und Kampf.

Der Bruch eines Verlöbnisses wird zum Gegenstand einer Fehde gemacht, indem die Freunde der beleidigten Schönen es als Ehrensache betrachten, das Dorf des Beleidigers anzugreifen. Eine ganz eigentümliche Sitte besteht darin, dass eine Witwe die Frau ihres älteren Schwagers wird, selbst wenn er schon verheiratet ist.

Geburts- und Todesfeierlichkeiten. Am Tage nach der Geburt eines Kindes werden die Hausschutzgeister (*nát*) durch Libationen von *scherú* und das Opfer eines Ebers günstig gestimmt. Das Opferfleisch wird in drei Portionen zerlegt, und zwar wird ein Teil für den *túmsa* oder funktionierenden Priester, ein zweiter für den Schlächter und Koch und ein dritter für das Familienoberhaupt reserviert. Die Eingeweide nebst Eiern, Fischen und Ingwer werden auf die Hausaltäre gelegt und sämtliche Dorfbewohner zu einem Festschmaus eingeladen, wobei *scherú* in der Reihenfolge der Seniorität herumgereicht wird. Nachdem alle getrunken haben, erhebt sich der älteste Mann und, auf das Kindlein deutend, sagt er: „dieser Knabe oder dieses Mädchen soll so und so heissen!“

Wenn ein Katschin stirbt, so wird die Todesnachricht durch einen Flintenschuss verkündigt; dies ist das Zeichen für alle, sich nach dem Sterbehaus zu begeben. Einige fällen Bambusrohre und einen Baumstamm für den Sarg, während die andern die Vorbereitungen für die Exequien machen. Ein Kreis von Bambusrohren, die nach auswärts sanft emporsteigen, wird in den Boden getrieben, so dass dessen oberer Zirkel viel breiter ist als die Basis. An jedem Stock wird ein kleines Fähnlein befestigt, dann Gräsbüschel zwischen diesem Zirkel und dem Hause gelegt; hierauf streut der *túmsa* Gras über die Bambuspflöcke und schüttet eine Libation von *scherú* darüber. Nun wird ein Eber geschlachtet, das Fleisch gekocht und verteilt, während der Schädel auf einen der Bambuspflöcke gesteckt wird. Der Sarg wird aus dem ausgehöhlten Stamme eines grossen Baumes, den die Männer mit ihren *dáh* fällen, gezimmert. Gerade ehe er umsinkt, wird ein Huhn getötet,

indem es gegen den fallenden Stamm geschleudert wird. Die Stelle, wo der Kopf des Toten ruhen soll, wird mit Holzkohle bezeichnet und ein Sargdeckel konstruiert. Der Leichnam wird von Männern oder Matronen, je nach dem Geschlechte, gewaschen und in neue Kleider eingehüllt. Etwas Schweinefleisch, gekochter Reis und *scherú* werden vor den Toten gestellt und ein Silberstück ihm in den Mund gelegt, damit der Verstorbene das Fährgeld über die Ströme zahlen könne, die er etwa zu passieren haben werde. Hierauf wird der Tote in den Sarg gelegt und der Leichnam unter dem Abfeuern von Flintenschüssen zu Grabe getragen. Das Grab ist ungefähr ein Meter tief und drei Stücke Holz werden auf den Boden gelegt zur Stütze des Sarges, der ganz mit Baumzweigen bedeckt wird, ehe man die Erde über demselben aufhäuft. Die alten, getragenen Kleider des Verstorbenen werden auf den Grabhügel gelegt und *scherú* darauf gegossen, während der Rest von den Freunden im Kreise um das Grab ausgetrunken wird. Bei der Rückkehr streuen die Leidtragenden gemahlene Reis dem Wege entlang und, wenn sie in der Nähe des Dorfes angekommen sind, reinigen sie ihre Beine und Arme mit frischen Baumblättern. Ehe sie wieder ihre Behausungen betreten, werden sie von dem *túmsa* mit einem Büschel Gras und Wasser in Form eines Weihwasserwedels entsündigt und sie schreiten über ein Grasbündel, besprengt mit dem Blute eines Huhnes, das während ihrer Abwesenheit der Seele des Verstorbenen geopfert worden war. Essen und Trinken beschließen den Tag. Am nächsten Morgen wird dem abgeschiedenen Geiste des Verstorbenen das Totenopfer eines Ebers und eine Libation *scherú* dargebracht und darauf ein Festgelage, verbunden mit Tanz, bis spät in die Nacht hinein veranstaltet, das am nächstfolgenden Morgen wieder fortgesetzt wird. Zuletzt findet die Aufopferung eines Wasserbüffels zu Ehren der Hausschutzgeister statt und hierauf reißt der *túmsa* den Bambuszirkel nieder. Dies ist das Zeichen zur Beendigung des „Totentanzes“, indem unter fortwährend steigendem Trommelwirbel und immer toller werdendem Umherspringen plötzlich die Männer, Frauen und Kinder mit lautem Geheul aus dem Hause hinausstürzen, um den Geist des Verstorbenen hinauszutreiben, von dem sie glauben, dass er sich bis dahin noch im Innern seines früheren Wohnsitzes herumgetrieben habe. Am Nachmittag wird um die Gruft ein Graben gezogen und darüber ein konischer Hügel in Form einer birmanischen Pagode aufgebaut, während die Schädel des geopfert Ebers und Wasserbüffels auf hohen Pfosten daneben stehen.

Die Leichname derer, die durch Kugeln oder Schwerter umgekommen sind, werden in Bambusmatten eingehüllt und ohne jegliche Zeremonie in den Dschangeln beerdigt. Eine kleine, an allen Seiten offenstehende Hütte wird über die Stelle zum Dienste der abgeschiedenen Geister errichtet, für die auch ein *dáh*, ein Sack und ein Korb zur Verfügung gestellt werden. Man glaubt, dass diese Geister als *munla*, wie die birmanischen *tuhsai* oder Gespenster, die Wälder unsicher machen und dass sie die Macht haben, in die Menschen zu fahren, und ihnen eine doppelte Einsicht in Gewalttätigkeiten verleihen. Bestattungsriten werden auch denen versagt, die an den Pocken gestorben sind, und Frauen, die im Kindbett sterben. Im letzteren Falle glauben sie, dass die Mutter und ihr ungeborenes Kind ein schrecklicher Doppelvampir werden. Alle jungen Leute rennen Hals über Kopf in vollem Schrecken aus dem Hause, und es wird schleunigst zur Divination die Zuflucht genommen, um zu erfahren, welches Tier der böse Geist verschlingen und in welches er fahren und darauf sitzend enteilen will. Das erste Tier wird geopfert und einige Fleischstücke davon vor den Leichnam gestellt, während das zweite lebend aufgeknüpft wird; unmittelbar darauf wird eine Grube gegraben in der Richtung, nach welcher der Kopf des Tieres deutete, als es tot war. An dieser Stelle wird der Leichnam beerdigt mit allen Kleidern und Ornamenten, welche die Verstorbene im Leben getragen hatte; ein Strohisch wird auf ihrem Munde verbrannt, ehe das Grab mit Baumblättern und Erde aufgefüllt wird. Alles Eigentum der Verstorbenen wird auf dem Grabe verbrannt und darüber eine Hütte errichtet. Unter allen Umständen findet der übliche Totentanz statt, um den bösen Geist vom Hause fortzutreiben. Früher scheint es Sitte gewesen zu sein, dass man den Leichnam selbst samt dem Hause und allen Kleidern und Ornamenten, welche die Verstorbene getragen hatte, verbrannte. Dies geschah auch, wenn die Mutter während des Verlaufes eines Monats nach der Geburt starb; das Kind wurde dann ebenfalls ins Feuer geworfen, mit den Worten: „Nimm dein Kind!“ Hatte jedoch irgendjemand vorher das Kind beansprucht, indem er sagte: „Gib mir dein Kind!“, so wurde sein Leben geschont und es gehörte den Adoptiveltern; der natürliche Vater konnte zu keiner Zeit mehr Ansprüche darauf erheben.

Religion. Diese Zeremonien kennzeichnen hinlänglich den Charakter der Volksreligion unter diesen Gebirgsstämmen. Obwohl sie ringsum von buddhistischen Volksmassen umringt sind, so sind sie dennoch

der uralten Sitte der Verehrung guter und böser Geister treu geblieben. Verschiedene Bekehrungsversuche seitens katholischer Missionare aus Frankreich, die in der Mitte des vorigen Jahrhunderts gemacht wurden, erzielten keine Resultate. Die Katschin-Stämme haben wohl eine verschwommene Vorstellung von einem höchsten Wesen, da sie von einem *Nát* in Menschengestalt, namens *Schingrawah*, reden, der alles erschaffen hat. Sie verehren ihn nicht, aber sie achten ihn hoch, „weil er sehr gross ist“. Wie ihre Totenzereemonien zeigen, glauben sie an ein zukünftiges Leben. *Tsodschah* ist der Aufenthaltsort der guten Menschen; diejenigen, die eines gewaltsamen Todes sterben, und überhaupt alle bösen Charaktere gehen zur *Marai*. Auf die Frage nach dem Ort und den besonderen Verhältnissen dieser Plätze antwortete ein aufgeweckter Katschin: „Wie kann ich das sagen? Niemand weiss etwas darüber.“

Gegenstände der Verehrung sind die wohlwollenden und böseartigen *Nát*. Erstere sind *Mo* oder *Sinlap*, der Himmelsgeist, und dessen Schwester *Boung-foi*, die Donnergöttin, die Regen und reichliche Felderträgnisse gewähren; *Tschan*, der Sonnengeist und *Sada*, der Mondgeist, die den Ausgang von Sonne und Mond bewirken; *Ning-foi* oder *Pomp-woi*, der Luftgeist, *Ngka*, der Erdgeist, *Búm*, der Berggeist, *Khakú Kha-nam*, der Wassergeist, *Tsethoung*, der Waldgeist, *Ning-gon-wa*, der König des Totenreiches, *Múschan* oder *Mofitwa*, der Geisterkönig, *Namsyang* oder *Núnschan*, der Dorfgeist, *Ngkhu*, der Haus- oder Ahnengeist und *Ndong*, der Geist der Aussenseite des Hauses. Diese Schutzgeister verehren sie, „weil ihre Väter es so getan und ihren Kindern gesagt haben, dass dieselben gnädig und wohlwollend seien.“ *Tschegah* oder *Tschringwan* ist der gütige Beschützer des Ackerbaues; jedoch müssen die übelgesinnten *Nát* durch Opferspenden bestochen werden, auf dass sie die Feldfrüchte nicht verderben. Wenn die Felder für die Aussaat gejätet sind, wird *Masú* oder *Mam-san*, der Reigott, mit Schweine- und Hühnerfleisch, das am Fusse der Dorfaltäre vergraben wird, besänftigt; wenn der Reis enthülst ist, werden Wasserbüffel und Schweine dem *Tschadschat* geopfert. Ein Mann, der auf Reisen geht, wird unter die Obhut des *Muron* gestellt; nach Darbringung der vorgeschriebenen Opfergaben bittet ihn der *túmsa*, „den anderen *Nát* zu sagen, dass sie jenen Mann nicht belästigen möchten.“ Vernachlässigung des *Moung-lam* resultiert in Mangel an Silber, das für einen Katschin die höchste Seligkeit ausmacht; wenn die Jäger dem *Tschitong* Opferspenden vorenthalten, so wird

sicherlich einer von ihnen von einem Hirschbock oder Tiger getötet. Tschitong und Muron sind zwei von zehn Brüdern, die an Katschin-Angelegenheiten ein ganz besonderes Interesse nehmen; ein anderer, namens *Phi*, ist der Beschützer der Nacht. Jeder Hügel, Wald und Strom hat seinen eigenen *Nát* von grösserer oder geringerer Macht; jedes Unglück oder Krankheit ist das Werk irgend eines übelgesinnten oder rachsüchtigen Bruders „dieser unberechenbaren Minister“. Uebelwollende *Nát* sind unter anderen *Warám*, der böse Geist der Krankheit; *Lessa*, der Geist einer durch das Schwert umgekommenen Person; *Nidang*, der Doppelschemen einer Mutter und ihres ungeborenen Kindes; *Phi Lomún*, eine Hexe, die das Lebensprinzip zu töten vermag; *Khokhamla*, der böse Geist des letzten birmanischen Königs und *Hau-saing*, der Gott der Chinesen.

Es ist das regelrechte Geschäft des approbierten Dorfpriesters, oder *túmsa*, herauszufinden, welcher *Nát* in einem speziellen Unglücks- oder Krankheitsfall ungünstig gestimmt ist und auf welche Weise er besänftigt werden kann. Er ordnet die Opferspenden an und nimmt an allen Opfern teil, indem er die *Nát* herbeiruft, auf dass sie ihren Anteil vom Opfer nehmen, der nach der ökonomischen Frömmigkeit der Katschin gewöhnlich aus den Abfällen des Opfertieres besteht. In allen anderen Fällen, wie beim Beginn eines Geschäftes oder einer Reise usw., wird der Wille der *Nát* regelmässig durch ein spiritistisches Medium, einen Hellseher erfragt; derselbe verkündet seinen Ausspruch in einem ausserordentlichen Zustand konvulsivischer Zuckungen, währenddessen die Füsse einen richtigen Teufelstanz aufführen, und unter allen Anzeichen dämonischer Besessenheit. Der Seher geniesst im gewöhnlichen Leben oft fast gar kein Ansehen; er kann sogar ein Kuli oder Lastenträger sein. Wenn ein junger Mensch Anzeichen aufweist, dass er, wie die Spiritisten sagen, mit der Geisterwelt in Verbindung steht, so muss er eine hinlänglich schwere Probe seines Könnens ablegen. Es wird eine Leiter konstruiert, deren Sprossen aus Schwerterklingen bestehen und deren scharfe Kanten nach aufwärts gerichtet sind; dieselbe wird an eine Plattform aus langen spitzigen Pflöcken angelegt. Der barfüssige Aspirant betritt diesen gefahrvollen Ruhmespfad und setzt sich ohne jegliche Inkonvenienz auf die scharfen Spitzen; dann steigt er auf derselben Leiter herab und wenn er nach sorgfältiger Prüfung frei von jeglicher Verletzung erklärt wird, so hält ihn das Volk hinfort für einen richtigen Seher. Der Hellseher ist verschieden von dem

approbierten Dorfpriester oder *túmsa*; jedoch gibt es keine eigentliche Priesterkaste, indem die Sukzession durch natürliche Auslese und die Lehrzeit aufrecht erhalten wird. Ausser dem Verkehr mit der Geisterwelt praktiziert der Dorf-*túmsa* das Vorhersagen der Zukunft aus Hühnerknochen, den Omina und dem Bruche verbrannten *Nal*-Grases.

Religiöse Feste. Neben gelegentlichen Opfern von Wasserbüffeln, Schweinen, Hühnern, getrockneten Fischen und *scherú* oder Bier, besonders wenn man nach Gold oder Silber gräbt oder ein neues Dorf gründet, findet zur Saatzeit ein solennes Fest zu Ehren des *Ngka* oder Erdgeistes statt. An diesem Fest nimmt das ganze Dorf Anteil, und die folgenden vier Tage werden strikte als Sabbattage beobachtet, an denen weder irgend eine Arbeit noch irgend eine Reise unternommen werden darf. Zur Erntezeit werden *Scharúwa* und *Modai-pronga*, seine Frau, auf ähnliche Weise von dem Häuptling und dem ganzen Dorfe verehrt. Sämtliche Opfertiere müssen männlichen Geschlechtes sein, während ein Frauenanzug und Ornamente dem weiblichen *Nát* geopfert werden. Die *Namsyang* oder Schutzgeister des Dorfes sind ebenfalls Mann und Frau; der östliche Teil des Dorfes steht unter dem Schutze des ersteren und der westliche unter dem der letzteren. Sie werden nebst anderen *Nát* zweimal im Jahre von dem Häuptling und dem ganzen Dorfe verehrt, ebenso bei Gelegenheit einer Epidemie, eines Krieges oder bei der Gründung eines neuen Dorfes. Alle Leute begeben sich in das Hauptdorf und der Häuptling opfert Wasserbüffel usw.; hierauf wird ein grosses Fest gefeiert. Die Köpfe der Tiere werden geopfert und, wenn das Fleisch derselben genossen, werden die Schädel an dem Hause des Häuptlings befestigt, woselbst sie als Zeichen seiner Frömmigkeit und Gastfreundschaft verbleiben.

Diese wiederkehrenden Zeiten der Aussaat im Mai und Juni und der Ernte im Dezember scheinen die einzigen Zeitabschnitte zu sein, welche diese Gebirgsstämme kennen. Besondere Namen für die zwölf Monate des Jahres sind ihnen völlig unbekannt.

Charakter. Als Krieger stehen die Katschin keineswegs hoch. Streitliebend und rachsüchtig wie sie sind, stets bereit für eine Unbill oder Fehde Satisfaktion bis zum äussersten zu fordern, werden ihre Angriffe immer im geheimen und gewöhnlich zur Nachtzeit ausgeführt — man kann sagen, sie kriechen und springen auf ihre Beute wie Tiger. Ebenso sind sie keine kühnen Jäger; ihre Hauptbeute sind Rot- und Damwild, Leoparden, Stachelschweine

und höchst selten wilde Elefanten. Die mutige und kampflustige Bambusratte wird als ein schmackhafter und kostbarer Leckerbissen betrachtet. Die jungen Knaben stellen den Wildhühnern und Fasanen sinnreiche Fallen. Ein kleines Gehege, durch welches schmale Gänge geöffnet werden, wird aus den Halmen des hohen Dschangel-Grases auf einer Fläche von 60—70 m an den Abhängen eines Hügels konstruiert. An jedem Gang wird ein biegsames Bambusrohr mit dem einen Ende fest in die Erde gerammt, während das andere Ende nur leicht am Boden befestigt ist. Eine Schlinge, die an diesem Ende sich befindet, fängt die Vögel, die wie Maulwürfe in der allbekanntesten Falle in die Luft geschnellt werden. Sie fangen auch kleine Vögel mit Leimruten auf eine sinnige Art und Weise. Der Vogelleim, aus der Wurzel einer einheimischen Pflanze gewonnen, wird auf die Spitzen eines hölzernen Dreizacks geschmiert, der in einem Bambusbehälter ruht und in der Dschangel versteckt wird, die an einen Fussweg anstösst. Quer über den Dreizack wird an einer Schnur eine Anzahl fliegender Ameisen so befestigt, dass sie ihre Flügel bewegen können; das fortwährende Geflatter lockt die Vögel an, so dass sie sich auf den Dreizack setzen und gefangen werden.

Aus den oben angeführten Tatsachen ersieht man zur vollen Genüge, dass die Katschin eine völlig wilde Rasse von Gebirgsbewohnern sind, welche ihre meisten Lebensbedürfnisse kraft ihrer rohen Kultur zu befriedigen wissen. Für den Bedarf an Salz und getrockneten Fischen hängen sie vollständig von ihren Nachbarn ab; da ihre kargen Feldertragnisse geringen Ueberfluss gewähren, so ist ihr Hauptverlangen darauf gerichtet, in den Besitz von Silber (*kompráw*) zu kommen, womit sie kaufen können, was sie bedürfen. Ausser Schweinen ziehen sie keine Haustiere auf; die Wasserbüffel und Maulesel, welche sie besitzen, sind alle von den friedlichen Bewohnern der Irawadi-Ebene gestohlen. Wegen dieser leidigen Gewohnheit des „Viehdiebstahls“ wurden sie von den Birmanen für vogelfrei erklärt, und hieraus resultierte auf beiden Seiten ein fortwährender Zustand von Feindseligkeiten und Repressalien. Seit der Annexion von Oberbirma durch die Engländer im Jahre 1886 unternehmen sie selten Einfälle in britisches Gebiet. Wenn es auch fraglich ist, ob ihr Charakter durch die feige Ungerechtigkeit chinesischer Händler oder durch die hochtonigen Erpressungen und das Unrecht der früheren birmanischen Behörden verschlimmert worden ist, so muss man doch zugeben, dass die Katschin gegenwärtig

faul, diebisch und unzuverlässig sind. Ihre ungezügelter Neugier verleitet sie, ihre Nase in jedes Gepäckstück zu stecken, das man ihnen anvertraut, und mit welchem Resultat kann man leichter sich vorstellen als beschreiben. Sie halten sich auch für berechtigt, von jedem Reisenden, der durch ihre Gebiete zieht, Geld zu erpressen, und jeder kleine Häuptling versucht es, sich als unabhängigen Fürsten aufzuspielen, dem die vollständige Kontrolle über den Teil des Weges, der in der Nähe seines Dorfes vorbeiführt, zukomme.

Sprache. Die Sprache der Katschin ist eine einsilbige wie alle indo-chinesischen Sprachen; sie wird in einer steigenden Tonart gesprochen, indem jeder Satz mit einem langgezogenen *i* in einer noch höheren Tonart endigt: z. B. *Tschingpaw pung-dün-tanke-ing-ii?* „Tanzen die Katschin?“ Die Sprache ist dieselbe wie die bei allen Singpho-Stämmen gebräuchliche und hat eine grosse Aehnlichkeit mit derjenigen der Abhor und Mischmi und anderer Stämme der Südwest-Abhänge des Himálaya-Gebirges. Die Aussprache ist weich und angenehm, während die Satzkonstruktion äusserst einfach und direkt wie im Englischen ist. Nur sehr wenige Häuptlinge und Clansleute können birmanisch sprechen, während die meisten chinesisches verstehen, aber nur ganz wenige es schreiben können. Die Katschin selbst besitzen keine eigenen Schriftzeichen.

Kleine Mitteilungen.

Ergebnisse und Verlauf der „Danmark“-Expedition. Ueber die Reisen der „Danmark“-Expedition, die dem nordöstlichen Teil der Landkarte von Grönland eine völlig veränderte Gestalt geben werden, liegt nunmehr ein so reiches Material vor, dass man sich ein Bild von dem Gang der Arbeiten der Expedition, sowie von den Ursachen, die den Untergang der einen Schlittenabteilung mit Mylius-Erichsen an der Spitze zur Folge hatten, machen kann.

Auf der Reise nach Grönland, die am 25. Juni 1906 von Kopenhagen aus angetreten worden war, lief die „Danmark“ zunächst die Faröer an, um drei von Westgrönland eingetroffene Grönländer, sowie eine Anzahl Eskimohunde an Bord zu nehmen. Dann fuhr sie zur grönländischen Ostküste und gelangte in offenem Küstenwasser bis zur Koldewey-Insel, 76 Gr. 20 Min. nördlicher Breite (etwas südlich von Kap Bismarck), wo eine Landung vorgenommen wurde. Zuvor war diese Insel noch von niemand betreten worden. Hierauf fuhr das Schiff noch bis in die Nähe der 1905 vom Herzog von Orleans entdeckten Orleansinsel, 77 Gr. 30 Min. nördlicher Breite, und nahm dann, wieder südwärts gehend, am 16. August Station in der Nähe von Kap Bismarck. Der Platz wurde „Danmarkshafen“ getauft.